

EUROPÄISCHE VEREINIGUNG ZUR FÖRDERUNG DER EXPERIMENTELLEN ARCHÄOLOGIE e. V. (Hrsg.), **Experimentelle Archäologie in Europa Bilanz 2010 Heft 9**. Isensee, Oldenburg 2010. € 18,80. ISBN 978-3-89995-739-6. 183 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Die „Bilanz 2010“ enthält als Sammelband zumeist Vorträge der 7. internationalen Jahrestagung der Europäischen Vereinigung zur Förderung der Experimentellen Archäologie (exar). Das Thema dieser im Oktober 2009 im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen durchgeführten Tagung lautete „Experimentelle Archäologie – Tradition und Herausforderungen 2009“. Zu diesen Traditionen zählt auch seit 1990 – nunmehr zwei Jahrzehnten – in jährlicher Folge an wechselnden Veranstaltungsorten zu tagen und etwa zwölf Monate darauf den Tagungsband herauszugeben, wenngleich „exar“ als e. V. erst 2002 gegründet wurde.

Der Tagungsband enthält 16 Aufsätze, wahlweise mit deutschem oder englischem Resümee, darunter je eine Abhandlung aus der Schweiz, aus Österreich und aus Frankreich, sowie den Vereinsbericht für 2009. Der Schwerpunkt dieses Bandes liegt mit sieben Aufsätzen auf Experimenten zu paläolithischen und neolithischen Themen. Vier Beiträge am Anfang beleuchten das Tagungsthema.

Die experimentalarchäologischen Leistungen der Vergangenheit würdigt Gunter Schöbel, Vorsitzender der „exar“, in seinem Vorwort, darauf verweisend, dass die „Bilanz zur Experimentellen Archäologie“ 20 Jahre alt wird. Wenn auch nicht alle der veröffentlichten Versuche den Anforderungen eines wissenschaftlich korrekten Experimentes entsprachen, sei selbst deren Erkenntnisgewinn nicht zu vernachlässigen. Eine bessere Anerkennung dieser archäologischen Methode an Universitäten zählt der Vorsitzende zu den zukünftigen Aufgaben.

Es folgt ein fünfseitiger Beitrag von Ulrike Weller mit dem Titel „Quo vadis Experimentelle Archäologie?“ Darin wird eine Standortbestimmung gegeben und die zukünftige Entwicklungsrichtung beschrieben. Nach einem Rückblick für die alten Bundesländer bis 1990 werden die zwischenzeitlich erkannten Abgrenzungen zwischen Experimenteller Archäologie, Archäotechnik und Museumspädagogik dargelegt und speziell auf die Trennung von Event und Experiment verwiesen. Die Autorin konstatiert, dass die aktuell mangelnde Akzeptanz an den deutschen und den meisten europäischen Universitäten nur durch wissenschaftliche, möglichst interdisziplinär konzipierte Experimente und deren Dokumentation begegnet werden kann.

„Das Labor für Experimentelle Archäologie in Mayen (Lkr. Mayen-Koblenz)“ mit komplettem Equipment und Infrastruktur (Gebäude, Ausstattung) stellt anschließend Michael Herdick (S. 15–22) vor. Das vom RGZM, der Stadt Mayen und dem Landkreis entwickelte Projekt soll der praktischen Durchführung vielfältiger archäologischer Experimente dienen, einschließlich der Kooperationen zum analytischen Labor des RGZM und der Universität Mainz. Standortvorteil bietet der bereits vorhandene RGZM-Forschungsbereich für Vulkanologie, Archäologie und Technikgeschichte. Als Potenziale des Archäologielabors nennt der Autor Angebote wie eigene Lehrveranstaltungen an verschiedenen Universitäten, Nutzung durch Dozenten oder Examenskandidaten für eigene Untersuchungen und für in Reenactment und Living History Tätige, ein Projekt, dem Erfolg zu wünschen ist.

Ulrich Brand-Schwarz erläutert auf vier Seiten aus der Sicht eines Museumsmitarbeiters „Living History“ als Beitrag der musealen Vermittlung – Möglichkeiten, Grenzen und Risiken“. Er führt aus, dass es eine Qualitätsverpflichtung gibt, da der Besucher Vermittlung „echter Geschichte“ erwartet, und benennt kritisch die verschiedenen Darstellungsformen mit ihren gestaffelten Qualitätsansprüchen. Kriterien sind für den Autor u. a. eine gut recherchierte Ausstattung und die Überprüfung der durch die gebuchten Gruppen vermittelten Inhalte.

Mit „Experimentelle Archäologie und Living History – ein schwieriges Verhältnis? Gedanken aus der Sicht eines Archäologen und Darstellers“ (S. 27–30) greift Andreas Willmy das zuvor behandelte

Thema erneut auf. Auch hier wird wieder auf das Dilemma des häufigen Zwangs verwiesen, möglichst viele Besucher in Konkurrenz zu den Erlebniswelten aller Art unter Einkalkulieren des möglichen Qualitätsverlustes anzusprechen. Nach Vorstellung des Autors sind Lücken und Probleme der archäologischen Quellen den Besuchern in Gesprächen durchaus zu vermitteln, wie auch im Gegenzug deren Fragen zur (prä-)historischen Alltagskultur an die archäologische Forschung weiter zu geben.

Der Thematik „Archeo-Music. The reconstruction of Prehistoric musical instruments: hypothesis and conclusion in experimental music-archaeology“ widmet sich Tinaig Clodoré-Tissot (S. 31–45) in einem reich bebilderten Beitrag, der auf europäischen Funden vom Paläolithikum bis zur vorrömischen Eisenzeit basiert. Es galt, durch die Rekonstruktionen der Aerophone und Percussionsinstrumente aus Knochen, Muscheln, Ton, Geweih, Horn und Holz Erfahrungen zum Aufwand bei der Herstellung und Varianten der Anwendung zu gewinnen. Die Rekonstrukteure werteten den unterschiedlichen Zeitfaktor für den jeweiligen Instrumentenbau, die verschiedenen Fähigkeiten der Instrumentenbauer sowie die Spielbarkeit mit entsprechendem Klang als Erfahrung.

Wulf Hein und Kurt Wehrberger berichten in „Löwenmensch 2.0. Nachbildung der Elfenbeinstatue aus der Hohlestein-Stadel-Höhle mit authentischen Werkzeugen“ auf sieben Seiten über ihr Experiment Nr. 2, den spätaurignacienzeitlichen, aus einem Mammutstoßzahn gefertigten Fund herzustellen. Tomographischen Analysen am Original, der Einsatz unterschiedlicher Werkzeuge aus baltischem Silex für spezielle Partien der Statuette aus Elefanteneifenbein und „sehr viel Geduld und Durchhaltevermögen“ (S. 52), führten nach 321 Stunden – die Vorgehensweise und Behandlung des Materials wird genau beschrieben – nunmehr zum Erfolg.

„Experimente zum Weichmachen von Elfenbein“ am Beispiel der Elfenbeinfiguren vom Geißenklösterle und der Vogelherdhöhle ist das Thema des Aufsatzes von Leif Steguweit (S. 55–63). Facettenartige Oberflächen und Rillen an Artefakten ließen den Verfasser vermuten, dass eine solche Schnitzerei im Elfenbein allein durch Weichmachen der Außenseiten möglich sei. Das Experiment zeigte, dass sowohl Oxalsäure enthaltender Sauerampfersud als auch Ameisensäure im Brennesselsud geeignet ist, Oberflächen des Elfenbeins für Schnitzarbeiten zu erweichen, um eine dem Original adäquate Gestaltung vornehmen zu können.

Friedrich W. Könecke und Jean-Loup Ringot gehen in ihrem sechsseitigen Beitrag der Frage nach, wie „Die Ovalbohrung neolithischer Steinäxte“, z. B. der Wartbergkultur, entstanden ist, welche sie im Fundus mehrerer Museen Deutschlands und der Schweiz vorfanden. Autopsie der Artefakte und eigene Versuche der Autoren führten zu der Erkenntnis, dass eine zweiphasige Entstehung nicht das vorhandene regelmäßig-ovale Bohrloch erzeugt haben kann, jedoch ein Spindelbohrer mit einer Ovalschablone durchaus ein derartiges Resultat erbringt.

Dem gleichen Metier widmet sich Peter Walter in seinem Aufsatz „Bohren im Museum. Forschungsgeschichte, Didaktik, Mathetik“ (S. 71–84). Er zeigt die Entwicklung jenes von F. Keller in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelten, bis 1930 in allen Museen präsenten und in die NS-Didaktik eingegangenen Bohrgerätes à la Forrer. Die fehlenden archäologischen Nachweise lassen eine Distanz des Verfassers – einschließlich weiter Kreise der Fachwelt – zu diesem Gerät deutlich werden, doch wird er hinsichtlich der musealen Vermittlung an diesem Bohrprinzip festhalten, bis detaillierte Untersuchungen des Bohrprozesses anderweitige Herstellungsmöglichkeiten erschließen.

In seinem Beitrag „Das Hornstaadhaus – ein archäologisches Langzeitexperiment 1996?“ zeigt Gunter Schöbel die Vita jenes als „Maus-Haus“ bekannten und 2009 bei einem Orkan zerstörten Pfahlbaus des Museums in Unteruhldingen (S. 85–103). Konsequenterweise wurde und wird jede Phase der Veränderung, hervorgerufen durch Natureinflüsse wie periodische Seespiegelschwankun-

gen, Hochwässer, Sturm oder Wohnexperimente, Reparaturen, weitere Destruktion und Erosion dokumentiert, um letztlich die authentische und sukzessive Entstehung eines Befundes und seines Umfelds zu belegen. Am Ende des Langzeitexperimentes wird der Grabungsbefund des Seeuferbereichs mit den archäologischen Originalbefunden zu korrelieren sein und damit ein Abgleich zwischen Dokumentationsdaten und Interpretation der historischen Situation und der Rekonstruktion möglich.

Einen Selbstversuch stellt Holger Junker unter dem Titel „Autsch! Prähistorische Tätowiertechniken im Experiment“ (S. 105–115) – ausgeführt durch einen Fachmann – vor. Dabei geht es um den Nachweis der erfolgreichen wie auch professionellen Verwendung von Pflanzendornen und Silices als Injektionsgeräte sowie Ocker und Holzkohle als Farbstoff vor dem Hintergrund des Desiderates prähistorischer Tätowiernadeln. Die Verwendung einer Knochennadel wurde hingegen als weniger geeignet beschrieben.

Walter Fastnacht gibt mit „20 Jahre Experimente in der Bronzetechnologie – eine Standortbestimmung“ (S. 117–126) einen fundierten, kurzweiligen Bericht aus der Sicht des Experimentators und Bronzemetallurgen. Er reißt schlaglichtartig Entwicklungsetappen der Experimentellen Archäologie einiger europäischer Länder an und zeigt Defizite auf, um mit kritischen Anmerkungen zur Interpretationen archäologischer Befunde – hier u. a. am Beispiel des Holzkohleverbrauchs – und experimenteller Ergebnisse zu schließen.

„Zur Herstellung und Zerkleinerung von plankonvexen Gusskuchen in der spätbronzezeitlichen Steiermark, Österreich“ referiert Daniel Modl ausführlich auf den Seiten 127–151. Ausgehend von zahlreichen Deponierungen dieser deformierten Artefakte in der Steiermark sowie fragmentierter Stücke sollte der Weg von der Erzeugung bis zum abgetrennten Werkstück in einer archäoexperimentalen Versuchsreihe untersucht und mit den Originalen verglichen werden. Der Aufsatz beschreibt das Instrumentarium, die Kupferschmelze, die Teilungsverfahren der Gusskuchen und die Materialanalyse.

In seinem Beitrag „Versuche zur Simulation von Pfeilbeschüssen – erste Ergebnisse“ (S. 153–162) stellt Thomas Lessing-Weller anhand spindelgestaltiger, knöcherner Projektilspitzen der jungbronzezeitlichen Hünenburg bei Watenstedt, Ldkr. Helmstedt, Versuche zu deren Eindringverhalten dar, um die Verwendung als Jagd- oder Kriegswaffe zu erhellen. Vorversuche von entsprechenden Pfeilrepliken aus Knochen, im Vergleich zu Silex- und Bronzeprojektilen in einer normierten Versuchsanordnung abgeschossen, zeigten als erstes Ergebnis eine tendenziell geringere Wirkung der spindelförmigen Knochenpfeilspitze.

Mit „Glasperlenherstellung in Südsandinavien ... oder: Notruf aus der Feuerstelle“ (S. 163–171) greift Tine Gam Aschenbrenner ein bislang an dieser Stelle selten behandeltes Thema auf. Am Beispiel gewickelter Perlen vom Fundort Ribe (DK) richtete die Autorin eine Replikawerkstatt samt Ausstattung ein und unternahm Fabrikationsversuche. Perlen, Abfall und Instrumentarium führten in Analogie zu den archäologischen Vergleichsartefakten und dem Werkzeugfunden aus Ribe zum Erschließen einiger der Technologieschritte, während andere Fragen ungelöst blieben; daher der Notruf aus der Feuerstelle, sich durch weitere Experimente ungeklärten Problemen zu widmen.

Ulrich Mehler referiert über „Das Nibelungenlied in Wissenschaft und Praxis. 20 Jahre experimentelle Geschichte, Living History oder Klamauk?“ (S. 173–178). Ausgehend vom Nibelungenlied als literarische Quelle zeigt der Autor an mehreren Beispielen die Verselbständigung des Themas von der Rekonstruktion eines in der Literatur dargestellten und beschriebenen Reisewegs der Helden bis zur Existenz eines germanischen Nibelungenstammes, d. h. die Verwandlung einer literarischen Erfindung in eine historische Tatsache – wie die Schatzsuche im Rhein, die Siegfriedquelle u. a. als Beispiel von Theorie und Praxis belegen. Diese Darstellung des Umgangs mit Quellen anderer Wis-

senschaften möchte der Verfasser als Mahnung verstanden wissen, diese Quellen nicht zu überinterpretieren und Aussagen anderer Disziplinen als solche gelten zu lassen.

Der Sammelband endet mit dem fünfseitigen von Ulrike Weller verfassten Vereinsbericht zur Arbeit des Vorstands im Jahr 2009, zu Veröffentlichungen und zur Mitgliederversammlung sowie zur 7. Jahrestagung im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen und der eingebundenen Exkursion.

Die im Heft 9 der Experimentellen Archäologie in Europa vorgestellten Beiträge vermitteln wieder einen breit angelegten Einblick in die experimentalarchäologischen Tätigkeitsfelder. Eine Vielzahl oft farbiger Abbildungen, Grafiken und Tabellen kommt dem Verständnis der vorgestellten Themen durchaus entgegen. Zusammenfassungen und Literaturverzeichnisse ermöglichen einen schnellen Überblick und weiterführende Recherchen.

Zwei Zitate, die für sich selbst stehen, zeigen ein generell häufiges Dilemma der Experimentatoren: „Die schwächsten Glieder der experimentalarchäologischen Erforschungskette sind zweifellos Vorkenntnisse und Erfahrung im Zusammenhang mit einem handwerklichen Thema.“ (T. Gam Aschenbrenner, S. 163). „Oft werden zwar archäologische Wissenslücken aufgezeigt; experimentelle ‚Könnenslücken‘ werden jedoch nicht erkannt, gerne verdrängt und sind schwer einzugestehen.“ (W. Fasnacht, S. 123).

Mehrere Aufsätze positionieren sich deutlich zu einer bewussten Trennung zwischen wissenschaftlichem Experiment, Archäotechnik, Museumspädagogik und Living History, eine Entwicklung, die Rez. ausdrücklich begrüßt, ebenso wie die Forderung nach einer universitären Akzeptanz der Experimentalarchäologie als wissenschaftliche Methode.

Den Herausgebern ist die Vorlage eines vielfältigen Spektrums neuer Versuche gelungen, das Anregungen für eigene Forschungen gibt, aber auch zum Nachdenken über den Sinn korrekter experimenteller Tätigkeit und Formen der Wissensvermittlung anregt. Auch für die stets zeitnahe Veröffentlichung der Vorträge und die Kontinuität der Publikationen ist der „exar“ zu danken.

D-29410 Salzwedel  
Am Schafstall 2  
E-Mail: roleine@web.de

Rosemarie C. E. Leineweber

**FRANK SIEGMUND, Die Körpergröße der Menschen in der Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas und ein Vergleich ihrer anthropologischen Schätzmethode.** Beiträge zur Archäologie des Lebensstandards. Books on Demand, Norderstedt 2010. € 10,00. ISBN 978-3-8391-5314-7. 147 Seiten mit 11 Textabbildungen, 52 Tabellen und 6 Tafeln.

Der Titel lässt beim naturwissenschaftlichen geprägten Archäologen die Hoffnung aufkommen, hier Basisdaten zu wichtigen, aber bislang kaum in nennenswertem Maße untersuchten Größen zu finden. Dabei denkt er an das Körpergewicht oder die Armlänge, die zum Beispiel für die Waffennutzung von unschätzbare Bedeutung wäre. Bereits beim ersten Blick in das Werk von Frank Sigmund wird der Leser aber eines Besseren belehrt: Im Titel hat sich die – zumindest im Hochdeutschen – sprachliche Diskrepanz zwischen „Größe“ und „Höhe“ manifestiert. Wird umgangssprachlich gern von der Größe eines Menschen gesprochen, meinen wir dabei zumeist nicht seine soziale Wichtigkeit, sondern einfach seine körperliche Wuchshöhe. Der Begriff „Größe“ wird in der Anthropologie – wie allgemein auch in Biologie und Medizin – als Messgröße verstanden. In den Teildisziplinen Anthropometrie und Osteometrie wird ein nahezu unerschöpflicher Kanon von verschiedensten Strecken, Gewichten, Erscheinungsformen etc. – eben „Größen“ – genommen.